

# Der Bergsturz [Fortsetzung]

Autor(en): **Ramuz, C.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 9

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635812>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DER BERGSTURZ

Roman von C. F. Ramuz, deutsch von Werner Johann Guggenheim

## 10. Fortsetzung

So brauchte er viel Zeit, um sich zurechtzufinden, aber seine gute Laune half ihm dabei.

Er erscheint dann plötzlich an der Stelle, wo der Weg wieder beginnt, mit den Spuren der Maultierhufe und den Abdrücken der genagelten Schuhe, die im Schlamm eingepreßt geblieben sind. Es ist der alte Weg der Männer, er erkennt ihn wieder, er kennt ihn gut.

Es ist am Ufer des Baches, der sein altes Bett wiedergefunden hat.

Hier kennt er sich aus. Es ist das gleiche Wasser, die gleiche Menge des Wassers, mit seiner gleichen Farbe, mit seinen gleichen Schnellen zwischen den gleichen Steinen.

Er sieht den alten Weg, den Weg der alten Zeit, der sich vor ihm erstreckt. Er braucht ihm nur noch zu folgen. Und nichts hindert ihn mehr beim Gehen. Die ersten Berberitzensträucher und die ersten Tannen zeigen sich, die Sträucher säumen den Rand des Weges und die Tannen erheben sich zur Rechten und zur Linken auf den steilen Böschungen des Gebirges. Er beginnt zu singen, er hebt den Arm, er redet vor sich hin. In weniger als einer Viertelstunde wird er in Zamperon sein.

Ein kleines Mädchen, das eine weisse Ziege am Wegrand weidet, kehrt sich um. Es lässt den Halfterstrick fallen, dann läuft es schreiend davon.

Er lachte lauter als je.

„Was hat sie nur?... He! Kleine!...“

Sie verschwindet um die Kehre des Wegs.

Auch die Ziege ist entflohen, sie springt von Stufe zu Stufe und zieht den Strick hinter sich her.

„Du auch!... He! Du, was hast du? He! Du! Geisslein!“

Aber schon zeigen sich nach der Wegkehre drei oder vier Hütten. Von einer Hütte steht die Tür offen, und aus dem Kamin schwebt in der Luft ein feiner weisser Rauchpinsel wie die Wipfelähre eines Schilfs.

Ein solcher Rauch entsteht, wenn man mit feuchtem Holze Feuer macht.

Eine Frau ist bis unter die Tür getreten, die Schreie des kleinen Mädchens sind wieder zu hören. Die Frau wendet sich ihm zu.

Sie verschwindet alsbald im Innern des Hauses.

Und nun kommt sie wieder hervor, in ihren Armen hält sie die Kleine, der sie den Kopf mit einem Zipfel ihrer Schürze zudeckt: ihr folgt ein etwa vierzehn- oder fünfzehnjähriger Bursche.

Und der bleibt einen Augenblick reglos vor der Tür, während die Frau davonrennt, dann rennt auch er davon.

Aber er hat gesagt: „Guten Tag den Anwesenden, und guten Tag auch den Abwesenden.“

Er ist in die grosse niedrige Kammer getreten, in der es dunkel ist, und auch das Feuer auf dem Herd ist dunkel, denn es ist zugedeckt worden.

„Hier wohnen doch die Donneloye?“ sagt er... „Ist denn gar niemand da?“

Niemand ist da. Aber was macht ihm das aus? Denn er erblickt einen Tisch, und auf dem Tisch drei zinnerne Teller. Er sieht, dass etwas von einem Haken in der Decke herabhängt. Auf einem Gestell ist Butter und frisches Brot. Er bricht den Laib auf dem Knie, er nimmt die Butter mit dem Finger. In einem Topf ist Milch. Es war

sehr geschickt von ihnen, davonzulaufen. Er hängt das Stück Fleisch ab, es ist schmal und lang, nicht viel dicker als eine Wurst, und es hat am Ende ein Loch, durch das hindurch eine Schnur läuft. Er beisst hinein. Er trinkt, er isst; er isst und er trinkt durcheinander. Er macht mit seinen Kinnbacken ein lautes Geräusch, er sieht nichts mehr, er hört nichts mehr, er ist allem verschlossen, ausser dem guten Geschmack, den er fühlt, und der guten Wärme, die ihm durch den ganzen Körper dringt. Er macht ein Geräusch mit dem Mund, er macht ein Geräusch mit dem Bauch: nach soviel Tagen und Tagen, in denen er nichts hatte als trockenes Brot und Wasser! Wie viele Tage waren das nur? das fragt er sich jetzt. Wie im Gefängnis war es, und noch viel schlimmer, denn im Gefängnis, da sieht man wenigstens das Tageslicht...

Er rührt sich nicht. Er ist zufrieden. Er bleibt auf der Bank sitzen, er bleibt mit den Ellbogen auf dem Tisch. Er fühlt sich herrlich wohl. Dann sagt er sich: „Und jetzt...“ Er hat vergessen, wo er ist; er hat vergessen, woher er kommt.

„Aha“, sagt er sich, „natürlich, der Berg. — Der Berg? Aber ja, du erinnerst dich doch. Ach so! Ja dann musst du jetzt weiter. Jawohl“, sagt er sich: „So ist's, der Berg ist herabgestürzt.“

Und plötzlich wurde ihm angst, denn der Berg war noch ganz nah.

Wenn er noch einmal herabstürzen würde, wenn er wieder anfangen, abzustürzen.

„Ist niemand da?... Dann also vielen Dank.“

Das Feuer hinter ihm auf dem Herd raucht weiss, denn es ist mit nassen Tannennadeln zugedeckt worden.

Vielen Dank.

Ihm schwindelt der Kopf. Immerhin sieht er vor sich den Weg. Er sieht, von woher er gekommen ist, von rechts. Also muss ich jetzt nach links gehen.

Und die Vögel werden zahlreich und immer zahlreicher, und es ist nun, als gäbe es zwei Bäche, einen, der unter ihm dahinfließt, und den andern über seinem Kopf.

Zahlreicher und immer zahlreicher werden die Vögel, die Spechte, die Häher, die Holztauben, die kleinen Vögel der Hecken, und immer lauter schreien sie. „Jawohl“, sagt er, „ich bin's, jawohl. Seid still.“

Und da ihn nun die Müdigkeit übernimmt, so lässt er sich an der Böschung ins Moos fallen.

## 3.

Therese war an jenem Abend zu einem kleinen Garten hinaufgestiegen, der ihrer Mutter gehörte und etwas über dem Dorfe lag, nicht weit von dem Wege entfernt, der nach Derborence führt.

Denn sie lebte, und auch das Kleine in ihr war lebendig. Sie lebte weiter; sie stand auf ihren Beinen, sie kam und ging, sie hatte sogar wieder zu arbeiten angefangen.

Acht Witwen und fünfunddreissig Waisen gibt es im Dorf, aber sie leben, auch sie alle leben weiter; so ist der Welt Lauf. Der Baum, der mittendurch gespalten wird, vernarbt. Der Kirschbaum, der verwundet wird, sondert eine weisse klebrige Masse aus und bedeckt damit seine Wunde. Der Hase, der eine gebrochene Pfote hat, läuft weiter, trotz seiner gebrochenen Pfote.

## Die Nacht

*Schlummer ist heilig, heilig die Stille,  
Himmelwärts hebt sich gehauchtes Gebet.  
Allesbeherrschend waltet der Wille  
Einiger Gottheit, die über uns steht.*

*Menschliches Trachten, Streben und Denken  
Wandert entschlafen in heiliger Nacht;  
Einzig der Gottheit sorgliches Lenken  
Kündet des Wächters beständige Macht.*

Helmut Schilling

Therese war ein wenig angegriffen und mager, und ein wenig blass unter ihrer Sonnenbräune, sie trug ein schwarzes Kleid.

Sie bückte sich, sie richtete sich auf; wenn sie sich vorbeugte, fühlte sie ihr Kind in der Brust. Ihr Bauch wurde immer grösser und rückte höher hinauf, er behinderte sie stark. Und immerwährend war das Kleine da und sagte: „Ich bin da“, so dass sie es nicht vergessen konnte. Aber das vermochte sie doch nicht zu trösten.

Denn es hat keinen Vater mehr; denn es wird im Leben ganz allein sein mit mir. Sie ermüdete rasch; ein paar Schläge mit der Hacke genügten schon, sie ausser Atem zu bringen, obwohl sie recht kräftig war. Es wird nur mich haben, ich allein werde es aufziehen müssen, ich allein, und ich bin nur eine Frau...

Die Nacht begann zu dämmern. Man sah, dass es früher als sonst dunkel werden würde, da das Wetter gewittrig war.

Therese war so erschöpft, dass sie sich aufrichten musste. Sie stützte die Hände auf den Stiel der Hacke, und sie blickte hinauf zu den Bergen. Sie sah, dass der Himmel über den grossen Bergen vor ihr ganz schwarz wurde, gerade an der Stelle, wo die Sonne vor kurzem untergegangen war, wo die Sonne ihre schönen Farben gelöscht hatte, wie wenn eine brennende Fackel in den Sand gesteckt wird.

Nun geht unter ihr auf dem Weg ein Mann vorbei, und noch eine Frau geht vorbei, die sich beeilt, nach Hause zu kommen; dann niemand mehr, während die Luft rings um Therese immer schwärzer wurde, die Dinge verschwammen wie Farben im Wasser.

Die Büsche, die quer am Hang hin wuchsen, schienen von unter her aufgelöst zu werden wie Butter auf dem Feuer. Man sah sie nur noch undeutlich an ihrem oberen Rand und im Umriss.

Es war Feierabend, Zeit zum Heimgehen; aber sie hatte keinen Mut. Sie hatte den Mut nicht, sich für irgend etwas zu entscheiden, nicht einmal genug, um sich zu einer Bewegung zu entschliessen, und sie verharrte dort, halb gebückt, ohne eine Bewegung, unter dem schwarzen Himmel. Und da war es, dass sie vermeinte, etwas zu sehen, etwas Bleiches, das sich vor ihr bewegt hatte, vorn, ein wenig über ihr, hinter den Büschen.

Aber in ihrem Zustand geschieht es oft, dass man Dinge zu sehen glaubt, die nirgendwo sind als im eigenen Kopf. Die Sinne sind oft ein wenig verwirrt. Man hat Gelüste, und man hat Vorstellungen und Einbildungen, die falsch sind.

Sie blickt hin, sie versucht, genauer zu sehen.

Und da war etwas Weisses, das sich wieder hinter den Büschen bewegt hatte, nicht viel weiter als etwa fünfzig Meter vor ihr.

Es war gekommen, man weiss nicht woher; und nun zeigt es sich. Und es schien in der Luft zu schweben, denn die Zweige des Buschwerks verdeckten den unteren Teil. Sie versuchte, zu überlegen. Sie fragte sich: „Was kann das sein?“ Sie sagte sich: „Wohl ein Nachbar.“ Aber ein Nachbar hätte genagelte Schuhe, die Geräusche machen würden, man müsste die Schritte wohl hören. Die Gestalt dort drüben aber war vollkommen lautlos. Und war es denn eine Gestalt? Dieser Schatten dort? Dieses Etwas dort drüben rückt zur Seite, das ist alles. Es bewegt sich, es bleibt wieder reglos. Am ehesten noch gleicht es einer jener Vogelscheuchen, die man aus vier Zweigen und einem alten Hemd macht und in die Gärten stellt, um die Spatzen zu ersrecken. Der Unterschied ist nur, dass dieses weisse Etwas von der Stelle rückt, dann und wann eine Bewegung von unten nach oben macht. — Das Erstaunen Thereses wich nach und nach einer Unruhe, die Unruhe einer Angst, denn während sie hinschaute, hatte sie das deutliche Gefühl, auch selber angeschaut zu werden. Und dieses Gefühl wurde stärker und stärker. Sie hat den Griff ihrer Hacke losgelassen, und die Hacke fällt in die Erdschollen. Ihr Herz fängt an heftig zu schlagen. Sie hat nicht gerufen, sie ruft nicht, denn sie hat in ihrer Kehle keine Stimme mehr. Das Pochen ihres Herzens ist jetzt so laut, als würde mit Fingerknöcheln an eine Tür geklopft. Dennoch bleibt sie und verharrt dort bis zu dem Augenblick, da eine rauhe Stimme vernehmbar ward — aber ist es auch wirklich eine menschliche Stimme? —

„He!... He!...“

Und es werden Wörter daraus, es formt sich etwas wie ein Satz, scheint es ihr; und es dünkt sie, als sagte man: „Bist du es? Therese?“ —

Aber schon hörte sie nichts mehr, so schnell lief sie davon.

Sie ist hell beleuchtet, läuft weiter. Es wird dunkel, wird hell, sie rennt. Der Weg leuchtet auf wie ein weisser Faden im Gras, das Gras wird sehr grün. Gras und Weg werden dunkel, sind nicht mehr da.

Sie rennt immerzu.

Da wird sie gefragt:

„Was gibt's denn? Mein Gott!“

Und sie sieht, dass sie die Treppe heraufgerannt ist. Plötzlich leuchtet vor ihr das Feuer auf dem Herd in der Küche.

„Was ist denn geschehen? Therese!“

Sie antwortet nicht.

Sie hatte sich auf die Bank fallen lassen, sie hielt die Hände ineinandergedrückt zwischen ihren Knien.

Man hörte in der Ferne das Rollen des Donners.

„Und dein Korb? und deine Hacke?“

Es blitzte. Ihr gegenüber in der Küchenmauer leuchtete ein Fenster auf und erlosch.

Ein Fenster von blendender Helle entsteht, vergeht, entsteht wieder, erlischt. Und sie ist beleuchtet, ist nicht mehr beleuchtet, wird hell, wird dunkel.

„Oh!...“

Man sieht sie, sie hält den Kopf vorgestreckt, man sieht sie nicht mehr.

„Er wird nass werden“, hat sie plötzlich gesagt.

Sie hat gesagt:

„Wenn er es ist...“

Sie hat gesagt:

„Denn er ist's, und er ist es nicht... Ach!“ hat sie gesagt, „sie können ja nicht nass werden... Der Regen geht durch sie hindurch, und sie spüren den Regen nicht, die Armen...“

Nun sieht man Philomene, sie hebt die Arme und lässt sie sinken, denn auch sie ist beleuchtet.

**H. Stadelmann, der Goldschmied für jedermann**  
Bern, Theaterplatz 1, Telefon 3 44 49

Die ganze Küche steht im Licht, die ganze Küche sinkt in die Nacht zurück; das Feuer hat Zeit, wieder rot zu werden, bevor es abermals in der Helle des Blitzes verschwindet.

„Was redest du da?“

„Ach!“ sagt sie, „das weisst du doch auch...“

Sie schien auf das Gewitter nicht zu achten, sie schien es nicht einmal zu hören, obwohl es sich jetzt in einem gewaltigen Sturzregen ergoss, der auf das Dach trommelte, wie die Füsse der Tänzer auf einen Tanzboden.

„Du weisst ja, was sie sagen...“

Und je lauter der Regen niederklatschte, um so lauter redete sie.

„Wer sagt was?“

„Die von Zamperon, du weisst, was sie von Plang sagen, dem Hirten...“

Philomene zuckte die Achseln.

„Er weiss viel, Plang“, sagte Therese, „und er ist alt. Er sagt, er höre sie in der Nacht. Denn sie sind noch im Leben, und sind doch nicht mehr im Leben. Sie sind noch auf der Erde, aber sie sind nicht mehr von dieser Welt.“

„Aber Kind“, sagte Philomene, „denk doch an die vielen Messen, die man lesen lässt... Eine Messe an jedem Sonntag für deinen armen Mann selig und für Seraphin...“

„Weisst du, das genügt vielleicht nicht“, hat Therese gesagt. „Denn sie haben kein Grab... Und vielleicht müssen sie ihr Fegfeuer dort an dem Ort erleiden, wo sie gestorben sind, weil sie ohne letzte Oelung haben sterben müssen... Und darum kommen sie bis zu uns her und klagen... darum kommt er zu mir, und klagt...“

Sie redete ruhig. Das Gewitter entfernte sich schon, war hinter den Bergen vorbeigezogen.

Der schwere Regenguss hatte nachgelassen und war einem feinen Geriesel gewichen; das Feuer hatte wieder seinen roten Schein erhalten, die Lampe verbreitete wieder ihr Licht.

„Sie kommen, weil sie uns brauchen... Vielleicht sehen

sie uns und können uns auch erkennen, obschon sie keinen Körper mehr haben und nur noch aus Luft sind... Und einer, einer ist dabei, der hat vielleicht Heimweh nach mir.“

„Was sagst du?“

„Ach“, sagte sie, „ich weiss es nicht, aber ich habe Angst gehabt, weil er körperlos ist und ohne Gewicht.“

Die Blitze waren selten geworden, sie hatten jetzt auch eine andere Farbe. Das Gewitter zieht fort, ob sich wohl alles vorzieht? Und es geht vorbei, aber es geht alles vorbei. Er hatte einen Körper und er hat keinen mehr.

„Hör“, sagte Philomene, „was meinst du, wenn ich Moritz Nendaz holen würde?“

Denn man sah, dass auch sie nun allmählich Angst bekam.

„Wir sind nur unser zwei Frauen“, sagte sie. „Er wird uns raten können.“

Sie schneuzt sich. Sie holt ihre Pelerine und hüllt Kopf und Schultern darein.

Therese hatte nichts gesagt.

Und Philomene geht hinaus; sie, sie bleibt, auf ihre Ellbogen gekauert, die Arme auf den Knien. Man hört das leise Geräusch des feinen Regengeriesel, als trippelten viele Vogelfüsse über das Dach.

Man hört nicht mehr. Dann hört man das Aufschlagen eines Stocks. Man hört, dass jemand mit ungleichem Schritt die Treppe heraufkommt.

Sie hat sich nicht gerührt.

Dann sagt eine Männerstimme zu ihr:

„Was gibt's denn, Therese...“

Sie hielt den Kopf zwischen den Händen, schüttelte langsam den Kopf: „Ich habe es gesehen...“

„Was hast du gesehen?“

„Ihn.“

„Ihn? Wo?“ fragt Moritz Nendaz.

„Ich war in unserm Garten. Und was ich gesehen habe, das war etwas Weisses, und es hatte kein Gewicht.“

(Fortsetzung folgt)

## SANS-SOUCI

Unmutig trete ich in den schönen Sommertag hinaus. Es geht mir heute alles daneben... Als ob's mit dem kümmerlichen Durchschlagen durch die Unbill der Zeit nicht schon übergenug gewesen wäre: Mit der brüchigen Existenz und mit der Unruhe im Herzen. Mit der Angst vor einem schliesslich ganz bösen Ende!

Planlos schlendernd gelange ich in die Umgebung der Stadt und verlaufe mich in eine Siedlung kleiner Villen, die sozusagen schrittweise — denn neue Baugespanne verraten es — eine kleine Anhöhe hinanstrebt. Es sind traulich anmutende Familienheime. Jedes in seiner Art ein Schmuckstück im satten Grün des Rasens, im Gehege des leuchtenden Blumenflors. Sie tragen auch alle zarte, blumige Namen: Narziss, Viola, Gladiole... Nein — nicht alle... es ist ein Aussenseiter dabei, für den der glückliche Bauherr wohl irgendwo im Welschen die Aufschrift herausgesucht haben mag: „SANS-SOUCI“ grüsst's in goldigen Lettern, mit frühlichem Uebermut, aus dem hellen Verputz des reizenden Sitzchens heraus! „OHNE SORGE“... Ja — gibt's

das noch in der heutigen zerrissenen, unglücklichen Welt? Darf's einer sogar an sein Haus schreiben? ... Soviel Glück wohnt noch unter einem Dach... wo unsereiner dem Druck der Sorgen in der Enge seiner vier Wände nicht mehr erträgt und ihm auf fremden Wegen zu entinnen sucht! ...

Wenn man einmal spontan aus seinem Pflichtenkreis wegläuft, sein Schicksal verdammt und Vergleiche mit dem Wohlsein anderer anstellt, kann es etwa vorkommen, dass einem neben Beneidenswertem auch Geschehnisse begegnen, deren Erschauen, wenn nicht gar seelischen Miterlebens, die eigenen bohrenden Gedanken abzulenken oder überhaupt ganz umzustimmen vermag.

So geschieht es mir, wo ich mich wieder der Stadt zuwende: Es kreuzt meinen Weg ein Blinder mit einer drückenden Last Flechtware, der sich mit seinem Stock mühsam durch die Strassen tastet... Ich beobachte einen schlohweissen Alten, wie er aus dem für die Altstoffsammlung Bereitgestellten, verstoßen und scheu um sich spähend, nach Metallstücken greift, aus deren geringem Erlös er sich vielleicht im-

mer noch ein dürftiges Essen zu verschaffen vermag... Ich sehe eine bejahrte, armselige Frau, die an der zügigen Ecke eines Häuserblocks ein Dutzend Orangen und etwas Weniges in kleinem Süßgebäck und Zuckerwaren — als ihr Existenzgut — feilhält. Und schon, ganze leise zwar noch, regt sich in meinem Sinnen ein Abweichen von der einseitigen, bitteren Einstellung.

Der Weg hat mich etwas ermüdet und ich nehme in einer Gaststube der Stadt eine kleine Erfrischung.

Ohne eigentliches Interesse blättere ich in einer aufliegenden Lokalzeitung und übergehe gelangweilt eine Unzahl Inserate. Bis mein Blick erstaunt und höchst überrascht an einer amtlichen Anzeige hängen bleibt: „Im Verwertungsverfahren gegen X. Y. gelangt am Freitag, den... auf öffentliche Versteigerung: Die Besetzung „SANS-SOUCI“, Nr. ..., am G.-Weg. —

Betreibungsamt Z.“

Mit einem geprügelten, sehr klein gewordenen Unmut gehe ich still nach Hause... Beat.